

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 18

Artikel: So baute ich den Sozialismus 5. Der liebe Gott und die Ziegel
Autor: György, Ervin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So baute ich den Sozialismus

Der liebe Gott und die Ziegel

Von Ervin György

Den Stallbau in Galda hatten wir am 1. Dezember termingerecht beendet. Dass die Ställe für die Kühe zu klein waren, lag nicht an uns Ausführenden, sondern an den Planern in der Zentrale. Wir von der Baustelle Nr. 405 hatten plangemäss gebaut und erhielten als Anerkennung die Auszeichnung «Rote Fahne»... als landesbestes Arbeitsteam dieser Branche.

Unser Rang als erste Baustelle des ICAZ war kein Zufall. Wenn meine Beschreibung beim westlichen Leser den Eindruck gemacht hat, dass wir in einem Sumpf von Korruption, Begünstigungen, Unterschlagungen und Veruntreuung wateten, so zeigt das nur, wie relativ solche Begriffe im «sozialistischen Lager» sind.

Wir Waisenkinder und die richtige Korruption

Denn im Vergleich zu den Dingen, die auf andern Baustellen üblich waren, standen wir geradezu mit weisser Weste da. Wir waren eine Ausnahme. Weil die unendliche Vielfalt unserer Alltagsbetrügereien sich auf das beschränkte, was lebensnotwendig war.

Die echte Korruption, so wie wir sie verstanden, die gab es daneben auch. Sie bestand beispielsweise darin, dass man mit den Baumaterialien einen schwunghaften Handel betrieb, denn sie waren auf dem schwarzen Markt äusserst begehrt und erzielten phantastische Preise. Oder darin, dass auf den Lohnlisten eine Menge fiktiver Arbeiter mit fiktiven Leistungen figurierten, wobei das Geld in die Taschen der Bauleitung wanderte. Es war durchaus an der Tagesordnung, dass ganze Waggonladungen auf dem schwarzen Markt verschwanden: die Lagerverwalter der Lieferfirmen arbeiteten Hand in Hand mit den Magazinern der Baustellen (die Lieferscheine waren Fälschungen) und teilten das Geld.

Dabei ist nicht zu vergessen, dass die Gehälter des Baupersonals nicht einmal zum bescheidensten Lebensunterhalt ausreichten. Man kolportierte das Bonmot vom Direktor, der den neuen Magazinern tröstet: «Dein Lohn ist zwar klein, aber dafür ist das Magazin gross.»

Im Sinne dieser Möglichkeiten waren wir drei in Galda nicht «richtig» korrupt. Vielleicht weil wir nur aus Not im Baugewerbe Unterschlupf gefunden hatten und nicht eigentlich dazu gehörten. Vielleicht weil wir politisch gebrannte Kinder waren. Vielleicht sogar auch deshalb, weil wir die Moralbegriffe unserer bürgerlich-intellektuellen Herkunft nicht so ohne weiteres über Bord hatten werfen können. So oder anders: Jedenfalls hatten wir uns am Anfang vorgenommen, allen Versuchungen zu widerstehen, keine Privatgeschäfte hinter dem Rücken der andern abzuwickeln und nur soviel zu manipulieren, als zur Sicherung des Arbeitsprozesses unbedingt nötig war. Wir wollten ruhig schlafen können.

Aber auch wir kamen nicht darum herum, uns über unsere Gehälter Gedanken zu machen. Für einen leeren Magen wäre die Versuchung zu gross gewesen, und wir wollten weder Engel noch Tölpel sein. Also vereinbarten wir, unsere Gehälter auf den annähernd realen Wert unserer Arbeit aufzubessern: Pro Kopf gönnten wir uns monatlich 800 Lei «Sonderprämie» (rund 100 Schweizer Franken; mein Monatslohn betrug 500 Lei oder 60 Franken), die wir aus den Sand- und Kieslieferungen herauswirtschafteten. Dort bestand ein ziemlich grosser Spielraum zwischen Bauplan und tatsächlichem Bedarf. Jeder von uns hatte ein Pseudonym auf der Liste der Fuhrleute, die «für uns karreten».

Aber wie es anderswo zugeht, sahen wir am besten auf den Arbeitskonferenzen, wie sie einmal im Monat auf der Direktion in Sibiu stattfanden. Nach Sitzungsschluss am Abend schwärmten die Ingenieure, Buchhalter und Magaziner zusammen mit den Leuten der Direktion (Sekretärinnen und Stenotypistinnen inbegriffen) in die Lokale aus. Da bestellte man die teuersten Speisen und geizte nicht mit «tunca» (Pflaumenschnaps), Enyeder Weinen oder Sekt. Wenn es ans Zahlen ging, scheute sich keiner, seine wohlgefüllte Brieftasche zu zeigen. Mit diesem Statussymbol bewies man, dass man «den Dreh kannte» und kein Dummkopf war.

Unter diesen Kollegen fühlten wir uns wie Waisenkinder. Und unser Dancea, ein ganz pfiffiger Bursche, war der Betteljunge: Er hatte nie einen Heller bei sich und pumpete seine Kollegen immer wieder um zehn oder zwanzig Lei an, die er nie zurückzahlte.

Ob der liebe Gott dem frommen Genossen Munteanu ...

Am tollsten unter den Protzen trieb es ein gewisser Munteanu, Ingenieur der Baustelle Nr. 408 in Orastie, nicht weit von uns. Er war Parteimitglied und konnte sich daher wohl etwas mehr herausnehmen als andere. Aber auch so ging seine Waghalsigkeit weit, sehr weit. Ständig zehn- bis zwanzigtausend Lei in der Brieftasche, ein Vermögen. Es war auch kein Geheimnis, warum bei ihm das Geld nur so sprudelte. Neben der Baustelle leitete er auch einen ICAZ-Zweigbetrieb, eine Ziegelei. Und die hatte es in sich.

Dort brannten etliche hundert Zigeuner auf herkömmliche Weise die Ziegel aus dem Lehm am Ufer eines kleinen Flusses. Hatten sie die Ziegel geformt und an der Sonne getrocknet,

5 bauten die «Nachkommen der Pharaonen» aus den Rohziegeln grosse Oefen, verkleideten sie von aussen mit einer dicken Lehmschicht und schürten innen mit Stroh ein grosses Feuer.

Nach zwei bis drei Wochen waren die Ziegel gebrannt. Man baute die Oefen ab; fertig.

Die Arbeit sollte vom Frühjahr bis zum Frühjahr dauern. Die Zigeuner entlohnte man nach Stückzahl. Wenn die Ziegel zum Trocknen aufgestapelt waren, wurde ein erstes Drittel des Stücklohnes als Vorschuss ausbezahlt. Das zweite Drittel folgte nach Erstellung der Oefen, der Rest nach ihrem Abbau.

Die Zigeuner waren Analphabeten und wussten nicht, was sie auf ihren Lohnlisten unterschrieben. Sie wussten lediglich — aber das dafür sehr genau —, wieviel Geld Ihnen zustand. Solange sie ihr Geld erhielten, gab es keinen Aergers, da konnte auf der Liste stehen was wollte. Deshalb war die Lehmgrube eine Goldgrube für die leitenden Leute. Schon allein das Manko — man durfte 5 Prozent der getrockneten Ziegel nach dem Brennen als Verlust abschreiben — bot bei sorgfältiger Geschäftsführung eine schöne Verdienstmöglichkeit. (Beim ersten und zweiten Vorschuss konnte man ruhig je 4 bis 5 Prozent fiktive Ziegel aufrechnen.)

Aber unheimlich wurde die Sache bei Munteanu deshalb, weil er sich damit nicht begnügte. Seine fiktiven Ziegel gingen in die Hunderttausende. Unter Kennern war man sich einig, dass das nicht gut enden konnte. Bei der Schlussabrechnung im Herbst würde ein Manko von diesem Ausmass unweigerlich ans Tageslicht kommen müssen. Je weiter die Saison fortschritt, desto dringlicher wurde Munteanu von seinen Freunden gewarnt: «Sei doch vorsichtiger! Im Herbst gehst du ins Kittchen.»

... seine fiktive Ziegelproduktion en gros wohl gedeckt hat?

Nur war die Zuversicht Munteanus nicht zu brechen, denn sie gründete auf den Glauben. Er lächelte jeweils fröhlich und sagte: «Der liebe Gott wird mir schon helfen! Gewiss wird er das, mein Herrgott.» Er hatte keine falschen Hemmungen mit seinem Gottvertrauen, der Genosse.

Es muss für den lieben Gott nicht leicht gewesen sein, hier zur richtigen Entscheidung zu kommen. Aber mir wurde das Privileg zuteil, in die irdische Gestaltung seines Ratschlusses Einsicht zu nehmen. Und somit bezeuge ich feierlich, was folgt:

An jenem schwülen Augusttag 1953 (wir von der Baustelle 405 arbeiteten zu dieser Zeit bereits an Geräteschuppen für die Traktoren- und Maschinenstation in Alba Iulia) hielt eine dunkle Limousine vor unserm Büro. Ihr entstiegen drei Männer, Inspektoren aus Bukarest. Sie kontrollierten flüchtig mein Magazin, fanden alles in bester Ordnung, fertigten Protokolle an und liessen sich schliesslich bewirten. Rodica zauberte ein prächtiges Paprikahuhn auf den Tisch.

Beim Wein sagte einer der Inspektoren mit verschämter Miene: «Euch haben wir eigentlich nur so nebenbei besucht. Heute nachmittag aber wird ein grosser Fisch in unserm Netz zappeln. Wir fahren nämlich nach Orastie und bereiten dem Treiben des guten Munteanu ein

Ende. Ich möchte jetzt schon wetten, dass ihm mindestens 500 000 Ziegel fehlen. Da wird ihm auch sein Parteibuch nicht helfen.» (Woraus ich schloss, dass der Inspektor kein Genosse war.)

Doch gerade als die Gäste abfahren wollten, brach das Gewitter aus, das seit dem Morgen in der Luft lag. Der Wolkenbruch hatte eine unwahrscheinliche Dauer. Erst gegen Abend beruhigte sich das Wetter, und die Weiterreise konnte mit einer ländlich-geruhsamen Starthilfe vonstatten gehen. Zwei Ochsen zogen die Limousine durch den Schlamm bis zur Landstrasse. In Alba Iulia übernachteten die Inspektoren im Hotel.

Die Ziegelei in Orastie erreichten sie am nächsten Mittag. Den Zeitpunkt hätte kein Theaterregisseur besser wählen können: Der Gemeindevorsitzende hatte soeben an Ort und Stelle das Protokoll über die Verwüstungen des Unwetters unterschrieben. Der kleine Fluss war aus den Ufern getreten und hatte mit seiner Flut alle Oefen und Stapel zerstört und verschwemmt. Von den Ziegelvorräten war nichts übriggeblieben ausser etlichen Haufen ver matschten Lehms. Ob das einmal zwei Millionen oder zweieinhalb Millionen Stück gewesen waren, das liess sich nun wirklich nicht mehr feststellen.

Munteanu Gottvertrauen war belohnt. Allerdings hatte er dem lieben Gott denn doch nicht ganz so blind vertraut wie man jetzt vielleicht vermuten würde. Die Ziegelei stand nämlich im Ueberschwemmungsgebiet des kleinen Flusses. Es geriet jedes Jahr früher oder später unter Hochwasser. Diesmal war es eher später geworden als üblich, fast zu spät für unsern Freund, aber die zeitliche Aufeinanderfolge von Unwetter und Inspektion lag trotz allem innerhalb der vernünftigen Wahrscheinlichkeitserwartung. Für die Unbill der Natur war Munteanu natürlich nicht verantwortlich. Die Pläne waren schliesslich in Bukarest genehmigt worden, und ihn hatte man mit der Produktionsleitung beauftragt und nicht mit einem Referat über die lokalen Gegebenheiten.

Es war mir nicht gegeben, die Eigenheiten des sozialistischen Bauwesens sehr lange zu beobachten. Stalin war gestorben, und im Herbst 1953 legte jemand bei zuständiger Stelle ein

gutes Wort für mich ein. Im Zuge einer stillen Rehabilitation berief man mich auf die Pädagogische Hochschule von Klausenburg.

Aber bevor ich mich nun einem andern Themenkreis zuwende, möchte ich zwei Nachspiele erwähnen.

Da ist zunächst das traurige Ende unseres Buchhalters Dancea, der mir ein guter Freund und Kollege gewesen war.

Nachspiel Nr. 1: Ein verblüffendes Ende für unsern Dancea

Noch im Frühjahr 1953 erhielt die ICAZ-Direktion in Sibiu das, was ihr am meisten gefehlt hatte, nämlich einen Kaderchef. Er hiess Russu und begann seine Tätigkeit vorerst nicht, wie man hätte befürchten können, mit der Ueberprüfung des Personals auf den Baustellen. Offensichtlich wäre dem ein zu grosser Teil der Leute zum Opfer gefallen, und mit wem hätte man dann den Sozialismus aufgebaut?

Item, der brave Russu ging nicht so vor. Er fing vielmehr damit an, dass er seine eigene Machtposition im Hause aufbaute. Dieser Absicht stand in erster Linie der dortige Filialdirektor Chiriac entgegen. Schon sehr bald hatte sich Russu eine hübsche Sammlung von Beweisen dafür angelegt, dass der Direktor ein Verhältnis zur attraktiven Buchhalterin der Klausenburger Subdirektion, Frau Furcic, unterhielt. Nun bedurfte es noch der Gelegenheit zur Entlarvung. Sie ergab sich während einer der üblichen Arbeitssitzungen in Sibiu. Chiriac verliess nämlich den Saal, und kurz darauf verschwand auch Frau Furcic unauffällig. Na, denn: Russu benachrichtigte seinen Freund, den Polizeichef, und bat um eine rasche Razzia im Hotel, wo die Buchhalterin logierte.

Bereits eine halbe Stunde später kam der Bescheid. Man hatte Frau Furcic mit ihrem Partner in flagranti erwischt und beide vorerst in Polizeigewahrsam verbracht.

Für Russu war die grosse Stunde gekommen. Er bestieg das Rednerpult und wandte sich mit trauriger Stimme an das Auditorium. Die sozialistische Moral zu bewahren gehöre zu den wichtigsten Aufgaben der Führungsspitze. Deshalb sei es ihm äusserst peinlich, mitteilen zu müssen, dass Direktor Chiriac soeben von der Polizei in einer eindeutigen Situation mit einer Buchhalterin überrascht worden sei.

Die Aufregung im Saal war gross. Sie wurde gleich darauf noch grösser. Denn die Tür öffnete sich, und wer in aller Arglosigkeit hereinkam, war Chiriac, der ganz einfach seinen Platz am Vorstandstisch wieder einnahm.

Betretene Stille. Russu stürzte betroffen in sein Zimmer und rief den Polizeichef an. Wieso man diesen Chiriac schon aus der Haft entlassen habe, wollte er wissen. Nanu, sagte der Freund und Helfer, der Mann, den man mit Frau Furcic erwischt habe, sitze doch nach wie vor in der Zelle, aber was zum Teufel habe denn Chiriac damit zu tun?

Ja, ja, ganz wie Sie es erraten haben: Der ertappte Sünder war Dancea, unser stets so zuverlässig vorsichtige Dancea. Das Pech seines Kaderchefs war sein Unglück. Man entliess ihn fristlos wegen Gefährdung der sozialistischen Arbeitsmoral.

Man sollte eine Buchhalterin wie Frau Furcic niemals der heimlichen Beziehungen zu einem

Mann verdächtigen. Niemals zu einem Mann.

Was das zweite Nachspiel angeht, so will ich zunächst auf einen falschen Verdacht bezüglich Dancea zurückkommen.

Nachspiel Nr. 2: Der Spitzel unter uns

Ich hatte schon erwähnt («ZB», Nr. 15), dass Ingenieur Kallos und ich in Dancea — bevor wir ihn kennenlernten — das «Auge der Partei» vermutet hatten. Ganz einfach deshalb, weil es wider den allgemeinen Brauch gewesen wäre, drei Intellektuelle zusammen unbeaufsichtigt zu lassen. Nun, Dancea war es wirklich nicht. Aber wir hatten trotzdem unsern Spitzel. Ich kam fünf Jahre später drauf.

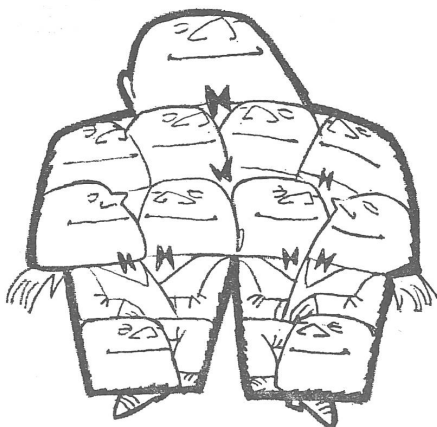
Im Februar 1957 wurde ich wieder einmal verhaftet, und zwar im Zusammenhang mit dem Ungarnaufstand vom Herbst zuvor (ich gehörte der ungarischsprachigen Minderheit an und war aus politischen Gründen vorbestraft; also...).

Wie üblich, nahm man bei der Gelegenheit meine gesamte Vergangenheit unter die Lupe. Der Vernehmungsbeamte zeigte sich nun erstaunlich genau über meine «regimefeindlichen Aeusserungen» auf der Baustelle Nr. 405 informiert. Er zitierte Aussagen, die zweifelsohne von mir stammten. Ich erkannte nicht nur die Gedankengänge, sondern auch die Art der Formulierung. Man sucht Gefangene manchmal mit plausiblen Erfindungen zu überführen, aber hier lag sicher authentisches Material vor. Natürlich leugnete ich vorerst trotzdem alles, und so rückte der Verhörer triumphierend mit dem Beweis heraus. Schadenfroh gewährte er mir einen flüchtigen Einblick in ein dickes Dossier von Protokollen. Da sah ich die Unterschrift.

Informantin der Geheimpolizei war die wahrhaft vielgeliebte Rodica gewesen, die sich bei uns als fröhliche und tüchtige Kameradin erwiesen hatte. Aber halt ein Spitzelchen. Jede Woche hatte sie ihren ausführlichen Bericht verfasst. Ueber die Gespräche, die Dancea, Kallos und ich im vertrauten Kreis geführt hatten.

Das war allerdings eine kleine Enttäuschung. Aber ich konnte ihr schon damals verzeihen. Ich war sicher, dass man sie erpresst hatte. Wahrscheinlich war sie einmal bei einem Rückfall in ihr einstiges Gewerbe ertappt und mit erneuter Verschickung ins Besserungslager bedroht worden, falls sie nicht ihre ehrliche Reue durch «besondere» Zusammenarbeit mit den Behörden bewiese. Ein häufiges Lied, und man kann es niemandem verübeln, der in einer solchen Situation mitsingt.

Noch etwas: Rodica war als Spitzel eigentlich sehr anständig gewesen. Unsere schlimmsten Aussprüche, die uns erstlich hätten gefährden können, hatte sie nicht zu Protokoll gegeben. Weniger hätte man ihr ohnehin nicht geglaubt, und was hätte uns eigentlich ihre Ersetzung durch einen wirklich bössartigen Spitzel genutzt? Im übrigen muss ich Rodica nachträglich nicht nur ein gutes Herz, sondern auch einen feinen Sinn für Politik bescheinigen. Sie hat die Trennungslinie zwischen belastenden und tatsächlich gefährlichen Aeusserungen ganz genau erkannt. Für ein ungelerntes, einfaches Mädchen allerhand. Aber der Sozialismus erzieht bekanntlich auch die einfachen Menschen zu politischem Bewusstsein. (Fortsetzung folgt)



«Selbsterfüllung» («Uzica», Bukarest, 15. Juni 1971)
Als Selbsterfüllung eigener Art erwies sich auch der fast gesamte Aufbau des Sozialismus, zum Beispiel in der Ziegelproduktion.